

# BABYLON

ROMAN  
HANSER

YASMINA REZA



unabhängig zu sein und zu kollidieren. In meinem engen Büro im Pasteur kann eine Fliege mich zum Wahnsinn treiben. Ich ertrage es nicht, wenn Fliegen durchdrehen. Ich mache das Fenster weit auf, doch statt zu den Bäumen zu fliehen, die um unser Gebäude herum stehen, zickzackt sie nach ganz hinten in dem Raum. Eben noch knallte sie gegen das Fenster, rechts, links, überall, und jetzt, da die Luft hereinströmt und der Himmel ihr weit die Arme ausbreitet, treibt sie sich absurderweise hinten im Schatten herum. Sie verdient, dass ich sie einsperre und mich nicht weiter um sie schere. Aber sie hat ihr nerviges Gebrumm als Waffe. Ich frage mich sogar, ob die Natur dieses Gebrumm nicht regelrecht als Absicherung für den Fall des Eingesperrtseins eingerichtet hat. Ohne diesen Trick würde ich kein Mitleid kennen. Ich greife mein Exemplar des Europäischen Patentübereinkommens, ich wedele die Fliege zum Fenster zurück, also ich versuche es, denn statt sich von diesem barmherzigen Tennisschläger treiben zu lassen, weicht sie aus und rettet sich an den Rand der Zimmerdecke. Warum muss man eine solche Zeitvernichtung ertragen? Die Tante hatte in den Bergen gelebt. Sie sprach immer noch von ihren Hühnern, die Hühner kamen ins Haus und setzten sich überall hin. Sie wollte in ihr Dorf zurück, den Almatrieb sehen, das Gelärm der Kuhlocken hören. Ich muss mal in dem Heim anrufen.

Als der Anwalt mich fragte, wer Jean-Lino für mich gewesen sei, sagte ich, ein Freund. Er schaute drein, als ob er das Wort nicht verstünde, und wollte wissen, was ich damit meinte. Eines Abends, zu Anfang unserer Freundschaft – das Wort trifft es haargenau –, kam ich einmal etwas später als sonst aus dem Büro. Er stand draußen mit seiner Chesterfield, den Hals ungeschützt im Wind. Dieses Lächeln jedes Mal, wenn er mich erblickte, seine vergilbten, wüst durcheinanderstehenden Zähne, ein auf seine Weise strahlendes Lächeln. Er war in eine kunstlederne Motorradjacke mit jugendlichem Schnitt gezwängt, die ich noch nie an ihm gesehen hatte. Ich sagte, ist die neu? Und wo ist Ihre Harley?

- Bei Zara gekauft. Sonderangebot.
- Glückwunsch.
- Gefällt sie Ihnen? Sitzt sie nicht ein bisschen knapp?

Ich küsste ihn lachend auf die Wange und sagte, ich finde es hinreißend, dass Sie die gekauft haben! Er lachte ebenfalls. Er sagte, die Verkäuferin habe ihm Komplimente gemacht. Er sei vor Hitze in der

Anprobekabine verschmachtet, habe es nicht länger als zehn Sekunden darin ausgehalten. Ich sagte, nur selten habe ein Kleidungsstück so wenig zu seinem Träger gepasst.

- Ach so? Scheiße.

Wir schütteten uns aus vor Lachen unter der Straßenlaterne, er hustete sich fast die Lunge aus dem Leib und wischte sich unter seiner klobigen Brille die Tränen aus den Augen. Sein pockennarbiges Gesicht glänzte ein wenig, ich habe mich nie getraut, ihn zu fragen, woran das lag. Ich ging als Erste ins Haus. Er wollte noch ein bisschen an der Luft bleiben, will sagen, noch eine rauchen. Im Hauseingang drehte ich mich um und sah durch die Scheiben, wie er über den Parkplatz schlenderte, gebeugt in seiner neuen Jacke, er wischte sich das Haar aus der Stirn, der fröhliche Gesichtsausdruck war ganz und gar verschwunden, wahrscheinlich so, wie kurz bevor ich auftauchte. Ich dachte, ja, genauso sind wir. Auch du schreitest im Älterwerden voran, ebenso wie alle, die du kennst, und ich fühlte mich dieser vorwärtsstrebenden Menge zugehörig, Hand in Hand schritten wir voran, etwas Unbekanntem entgegen.

Wenn man ein Foto betrachtet, zählt vor allem der Fotograf dahinter. Nicht unbedingt derjenige, der auf den Auslöser gedrückt hat, sondern der, welcher das Foto ausgesucht und gesagt hat, das hier behalte ich, das hier zeige ich. Für ein flüchtiges Auge hat die Aufnahme jenes Zeugen Jehovas nichts Besonderes an sich. Weder was das Motiv noch was das Licht betrifft. Ein müder Typ in Anzug und Krawatte bietet eine Zeitschrift feil. Der Prototyp des Statisten, den man in einem Film aus den fünfziger Jahren im Hintergrund auf einen Bürgersteig stellt. Dieses Bild ist also eines von Hunderten, die Robert Frank bei seiner Reise quer durch Amerika aufgenommen haben dürfte, und gehört zu denen, die er am Ende ausgewählt hat. In der Bildmitte ein weißer Fleck, die dargebotene Zeitschrift, das nach oben gekehrte Handgelenk, der Titel, *Erwacht*, ein Wort, das in vollkommenem Widerspruch zu der leichenbitterhaften Erscheinung des Mannes steht. Dennoch verbietet sich der Gedanke, das Bild wäre etwa wegen seiner ironischen Dimension ausgewählt worden. Ich selbst erinnerte mich nicht an den Titel, aber sehr wohl an den bekümmerten Mund, oder an die Augen, ich erinnerte mich an etwas, das es nicht gibt: die Stimmung eines zaghaft sonnigen Tages. Er könnte mit derselben Beharrlichkeit Erdbeeren oder Narzissen verkaufen, schwächling in seinem Anzug, fast

unsichtbar vor dieser für eine siegreiche Menschheit zugeschnittenen Mauer. Man fragt sich, wohin er abends geht. Man weiß einfach, eines Tages muss er in seinem Leben die falsche Abzweigung genommen haben.

Vor zehn Tagen habe ich meine Mutter verloren. Ich war dabei. Sie zog eine Schulter hoch, als würde irgendetwas sie stören, und dann geschah nichts weiter. Ich sprach sie an. Sprach sie noch einige Male an. Und da war nichts mehr. Mein Freund Lambert hat mir erzählt, dass seine Mutter ihn kürzlich fragte, wie alt bist du jetzt?

- Siebzig, Mutter.

- Siebzig!, rief seine Mutter aus, dann hast du es dir verdient, endlich eine Waise zu sein, mein Junge!

Jeanne und ich haben dieses Wochenende die Wohnung ausgeräumt. Zwei winzige Zimmer in Boulogne-Billancourt. Ein Gratis-Entrümpler holte die Möbel und die Kücheneinrichtung ab. Und wir warfen alles in Abfallsäcke, Schweinchen aus Holz, Kätzchen aus Gips, Kerzenhalter, bunte gläserne Briefbeschwerer, provenzalische Puppen, Stielvasen. Also fast alles, abgesehen vom Inhalt gewisser Schubladen und der Kleidung. Und dem Nussknacker in Pilzform, den ich vor fünfzig Jahren im Werkunterricht in der Schule gebastelt hatte und jetzt nebst anderem Kleinkram in einem völlig zerdrückten Schuhkarton wiederfand. Nie im Leben hätte ich gedacht, dass es den noch gab. Jeanne erinnerte sich nicht daran, sie wollte kaum glauben, dass ich so etwas zustande gebracht hatte. Aus einem Bezug ganz hinten im Kleiderschrank förderten wir die gehäkelten Überdeckchen zutage, die gehäkelten Kissenbezüge, die gehäkelte Patchwork-Tagesdecke, die einst auf dem Ehebett gelegen hatte und aus unerfindlichen Gründen der Entsorgung entgangen war. Unsere Mutter war Weltmeisterin im Häkeln. Als Rentnerin hatte sie nichts anderes mehr zu tun. Einkaufen, Fernsehen, vorm Bildschirm häkeln. Noch bevor Jeannes Tochter laufen konnte, krabbelte sie in Häkel-Windeln und Häkel-Röckchen herum.

Was machen wir jetzt mit denen?, fragte Jeanne.

- Wir könnten sie einem Wohlfahrtsverein geben.

- Ob die so was wollen?

- Wir hätten sie mit dem Rest wegschmeißen sollen.

- Ja.

- Und die Klamotten gleich mit.

- Ja.

Die Kleidung hing, sorgsamst verwahrt, dichtgedrängt in einem schmalen Schrank. Bis ganz zum Schluss, auch als sie schon bettlägerig war, war es ihr wichtig, *présentabel* zu sein. Sie sagte, bloß nicht tot und dreckig aufgefunden werden. Eine verwahrloste Alte werden, das ist für mich eine Horrorvision. Wir holten Blusen hervor, Strickjacken, den Wintermantel, legten sie auf einen dreistufigen Tritt, den einzigen Überlebenden der Entrümpelungsaktion. Wir kannten das alles in- und auswendig, hatten es jahraus, jahrein gesehen. Unmodische, überholte Sachen. Die Garderobe einer gewöhnlichen Frau, die ohne Aufsehen lebt, zur Arbeit fährt, von der Arbeit kommt, ihren Haushalt ordentlich führt, die sich nie den geringsten Leichtsinn erlaubt hätte oder die kleinste Gewagtheit im Aussehen oder in anderer Weise, aber wer weiß. Jeanne und ich kannten jedes einzelne Teil aus dem Schrank, und zwar praktisch immer schon, sie hatte das alles schon in Puteaux getragen, dieselben rauen Wollsachen, dieselben mehr oder weniger dunkelgrünen, bordeauxroten oder beigefarbenen Kombinationen, den etwas weniger alten, aber auch schon seit Jahren vertrauten Polyester-Morgenmantel. In einer Ecke lagen sorgfältig gefaltet sämtliche Schals, die wir ihr geschenkt hatten. Als Schals in Mode kamen, schenkten wir ihr welche in dezenten Farben, nur fiel uns nie auf, dass sie die von vorher nie trug. In Seidenpapier gehüllt, lagen sie da. Jeanne wand sich einen um den Kopf, à la Audrey Hepburn, ich sagte, wann fängt der Ramadan an? Wir lachten, und eine Art deplatziertes Kummer schnürte mir die Kehle zu in dieser winzigen, leeren Wohnung, wo von einem ganzen Leben so gut wie nichts geblieben war. Die dicke Anicé hatte sich genötigt gefühlt, das Schondeckchen zu nehmen. Sie sagte, »Zur Erinnerung, warum nicht«, und nahm es an, die Geste des braven Mädchens, das einem einen Gefallen tut. Sie hätte wenigstens so tun können, als wäre sie gerührt oder würde die feine Handarbeit bewundern, aber nein, sie stopfte es nachlässig in ihre Handtasche. Es tut mir leid, dass ich es ihr geschenkt habe. Eine Frau häkelt ihr liebes Leben lang und hinterlässt ihre kleinen Stoffstückchen, die nichts und niemandem nützen. Sie erfand Motive, kein Mensch schert sich darum. Wer interessiert sich für Häkel-Motive? Der Tod trägt alles fort, gut so. Es gilt, für die Neuankömmlinge Platz zu schaffen. In unserer Familie waren wir dabei immer radikal. Das biblische Modell, jener Vater zeugte jenen Sohn, das gibt es bei uns nicht. Auf keiner Seite. Meine Großeltern habe ich nicht kennengelernt, abgesehen von der Großmutter väterlicherseits, einer Eisenbahnerwitwe; sie liebte

niemanden außer den Meisen, die sie auf ihren Fensterbrettern durchfütterte.

Die Wohnung über uns ist immer noch verplombt, der gelbe Aufkleber und die beiden wächsernen Siegel sitzen über der Türritze. Manchmal gehe ich eigens hoch, um nachzusehen. Was hier geschah, ist diskret verflogen, die Luft ist dieselbe wie zuvor, ich beuge mich über die Balustrade unseres Balkons, auf der Straße gibt es nichts zu sehen als die altbekannten Banalitäten, den Liguster, die Sträucher in ihren Kübeln, die ordentlich zwischen den frisch aufgemalten Linien geparkten Autos. Ich sah die Manoscrivis immer über diesen Parkplatz gehen und in ihren Renault Laguna Kombi steigen, immer sie am Steuer, wenn sie zu zweit waren. Er rauchte noch schnell auf, bevor er einstieg, so hatte sie Zeit, rückwärts auszuparken. Am Ende kamen achtzehn Gäste. Ich war auf das Doppelte vorbereitet. Alte Freunde, Kollegen von Pierre, Jeanne und ihr Exmann, meine Nichte, die Manoscrivis, meine befreundeten Kolleginnen aus dem Pasteur oder von Font-Pouvreau, mit oder ohne Kerl, und sogar Emmanuel, auch wenn er nicht lange blieb. Kaum war Jeanne eingetroffen, einen hausgemachten Orangenkuchen feierlich vor sich hertragend wie eine Schale Kaviar, verschwand sie in der Küche, um ihn mit Küchenpapier abzudecken und in den Kühlschrank zu zwängen. Auf den ersten Blick erkannte ich, dass sie in dieser typischen fidelen Laune war, die mich einfach fertigmacht. Meine Schwester ist absolut schwankend in ihren Launen. Stündlich können sie umschlagen, manchmal auch schneller. Ihre schlechte Laune ist radikal, eine düstere, fast stumme Schwermut, nicht besonders sympathisch. Ihre gute Laune ist aber noch viel schlimmer. Sie trällert vor sich hin, trägt eine manierierte Fröhlichkeit zur Schau, mit Jungmädchengestik und absichtlich gezierter Sprechweise. Sie hat eine geheime Liebschaft mit einem Bilderrahmenbauer angefangen. In der Euphorie des Anfangs hat sie sich ein SM-Halsband mit Leine angeschafft und musste mich sofort in die Küche zerren, um es mir auf ihrem Mobiltelefon zu zeigen. Außerdem reizte sie eine kleine Peitsche, sie hatte eine sehr hübsche im Netz gesehen, eine vierschwänzige Katze mit Kroko-Handgriff. Leider sollte sie vierundfünfzig Euro kosten, und auf dem Ding stand: Achtung, für SEHR scharfe Stunden. Ich wollte das Gesicht ihres Rahmenbauers mal sehen, aber sie hatte kein Foto. Er sei vierundsechzig, fünf Jahre älter als sie, verheiratet, kräftige Arme, denn